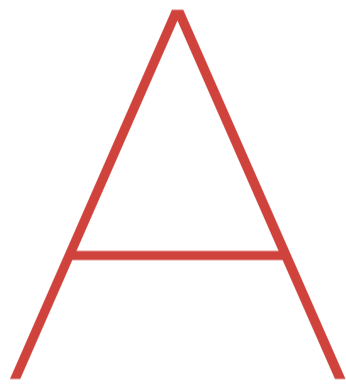


„Da geht bei mir das Licht an“

Seit 18 Jahren tanzt Nora Mogalle im legendären Pariser Revue-Theater Moulin Rouge. Die einzige Deutsche im internationalen Ensemble ist der Star auf der Bühne, die nun nach 18 Monaten Pause wieder bespielt wird



Auf dem Tisch liegen Make-up, Lippenstifte, Pinsel, Bürsten, an der Wand hängen Haarteile. Im offenen Schrank: Federboas in leuchtenden Farben, glitzernde Colliers mit Strass, Kristallen und Perlen besetzt. Nora Mogalle sitzt in ihrer kleinen Garderobe, um sich auf ihren Auftritt vorzubereiten. Die 39-Jährige ist nicht nur die einzige deutsche Tänzerin im berühmtesten Revue-theater der Welt, dem Moulin Rouge in Paris – sie ist der Star.

VON STEPHAN GABRIEL

1889 feierte die Stadt an der Seine seine Eröffnung – im selben Jahr wie der Eiffelturm. Der Name geht auf die bekannte Nachbildung einer roten Mühle auf dem Dach zurück. Die „Amüsierfabrik“ galt einst als frivole und sündhafte Lasterhöhle, in der sich die Pariser Bohème traf. Heute ist das Revue-theater ein perfekt organisiertes Unternehmen – und Frankreichs größter Champagnerkunde: Ungefähr 250.000 Flaschen werden hier jedes Jahr konsumiert.

Nach 18 Monaten Schließung und Renovierung öffnete das Moulin Rouge am 10. September wieder seine Türen – mit der Show „Féerie“ von Doris Haug und Ruggero Angeletti. Der Abend fühlte sich für die 60 Tänzerinnen aus 26 Nationen wie eine Premiere an – obwohl „Féerie“ seit 1999 im Programm ist. „Wenn das Publikum im dunklen Saal Luft holt, sobald wir nach vorn kommen, ist dies etwas“, sagt Nora Mogalle. Die gebürtige Berlinerin tanzt schon von Kindesbeinen an. Mit fünf Jahren fing sie mit Ballettunterricht an der Deutschen Oper in Berlin an, später durchlief sie eine klassische Tanzausbildung. Ihr erstes Angebot bekam sie vom Deutschen Fernsehtheater. Zwischen zwei Moulin-Rouge-Engagements stand sie auch mal ein Jahr lang in Hamburg für die Adaption von „Dirty Dancing“ auf der Bühne – man suchte gerade eine große Blonde. Doch Tanzen war ihr nicht genug: Parallel zu ihren Bühnenjobs absolvierte sie ein Medizinstudium in der Hansestadt und schloss es mit dem zweiten Staatsexamen ab.

Die gebürtige Berlinerin tanzt schon von Kindesbeinen an. Mit fünf Jahren fing sie mit Ballettunterricht an der Deutschen Oper in Berlin an, später durchlief sie eine klassische Tanzausbildung. Ihr erstes Angebot bekam sie vom Deutschen Fernsehtheater. Zwischen zwei Moulin-Rouge-Engagements stand sie auch mal ein Jahr lang in Hamburg für die Adaption von „Dirty Dancing“ auf der Bühne – man suchte gerade eine große Blonde. Doch Tanzen war ihr nicht genug: Parallel zu ihren Bühnenjobs absolvierte sie ein Medizinstudium in der Hansestadt und schloss es mit dem zweiten Staatsexamen ab.

ZU HAUSE IN PARIS

Beim Moulin Rouge anzuhauern sei damals vor 18 Jahren eine spontane Idee gewesen. „Eigentlich wollte ich mir nur vier Tage Paris anschauen – und dann ging alles unheimlich schnell.“ Mit einer Körpergröße von knapp 1,80 Meter und der Figur eines Models wurde sie unter Tausenden Bewerberinnen für das Revue-Theater ausgewählt. Ihr erstes Engagement dauerte erst mal nur sechs Monate. Die Rückkehr nach Berlin war fest geplant. Doch sie verliebte sich in die französische Hauptstadt und blieb. Um weitere Erfahrungen zu sammeln, ging sie mit der Pariser Opéra-Comique nach Washington, arbeitete als Model in New York – was sie später auch in Europa fortsetzte. Doch nach kurzer Zeit zog es sie zurück in das legendäre Cabaret, an die Seine.

„Als ich 2003 in Paris ankam, hatte ich mir mit Sicherheit nicht vorgestellt, Jahre später immer noch hier zu sein. Inzwischen ist die Metropole mein zweites Zuhause geworden“, sagt Nora Mogalle, die sich als „Lyrikerin“ im Tanz bezeichnet und sich, um keine Langeweile aufkommen zu lassen, jeden Tag kleine Aufgaben stellt, um die Shows trotz der genauen Tanzrichtlinien und der präzisen Choreografie kreativer wirken zu lassen. „Was ich an Paris besonders mag, du kannst dich in der Stadt treiben lassen, findest überall eine Boutique, ein Café, ein Bistro, eine kleine Terrasse, eine Kirche – egal in welchem Quartier du bist. Außerdem ist das Leben sehr gesellig. Und weil die Wohnungen ziemlich klein sind, findet es häufig draußen statt.“ Mit ihren Kollegen und Kolleginnen verbindet sie nicht nur die gemeinsame Arbeit, sondern auch eine intensive Freundschaft, da viele die meiste Zeit des Tages zusammen verbringen. Freude, Leid und Kritik werden gemeinschaftlich geteilt.

15 MINUTEN WARM-UP Arbeitsbeginn für die Tänzerin ist um 19.30 Uhr. Für das tägliche Warm-up ge-



Moment der Entspannung: die Tänzerin beim Schminken vor dem Auftritt



Nora Mogalle in einem ihrer Bühnenausfits



Die berühmte rote Mühle, Namensgeberin des Revue-Theaters

nügen ihr 15 Minuten. Zweimal an jedem Abend tanzt sie vor jeweils fast 1000 Zuschauern, führt die Tänzerinnen und Tänzer auf der Bühne an – und wechselt während der zweistündigen Show bis zu 13-mal das Kostüm. Ihre Kleider bestehen meist aus jeder Menge Strass, Pailletten und knallbunten Federn, getanzt wird vorwiegend „oben ohne“. „Ja, es wird viel Haut von mir auf der Bühne gezeigt, die Show ist aber in keinem Fall verrückt“, erklärt die „danseuse soliste“.

Ihre Schuhe – seien es die goldenen Sandaletten, seien es die roten Stiefel mit den schwarzen Spitzen und den gelben Schleifen – sind für sie maßgefertigt und für die Ewigkeit gemacht. Seit über 60 Jahren liefert die berühmte Maison Clairvoy die Schuhe für die „Doriss Girls“ genannten Tänzerinnen. Gründerin und Namensgeberin der „Doriss Girls“ war die akkurate Schwäbin Dorothea Haug. Rund 40 Jahre lang arbeitete die Deutsche, die im August 2014 starb, als Hauschoreografin im Moulin Rouge, dabei gelang es ihr auch immer wieder, Stars wie den Chansonier Charles Aznavour, den Schauspieler Jean-Claude Brialy oder Frank Sinatra auf die Bühne zu holen.

ANSPRUCHSVOLLER CANCAN

Als das Moulin Rouge vor 132 Jahren öffnete, gab es noch keine Profitänzerinnen. Einem „ondit“ zufolge trafen sich hier Wäscherinnen und Schneiderinnen vom Montmartre zum Tanz des Cancan. Die Musik zum „French Cancan“ schuf Jacques Offenbach 1858 in seiner Operette „Orpheus in der Unterwelt“. Die bekannteste Tänzerin war wohl die legendäre La Goulue („die Gefräßige“), die bürgerlich Louise Weber hieß. Der Maler und Künstler vor Pigalle, Henri Toulouse-Lautrec, der sie unzählige Male zeichnete, sagte 1891 über sie: „Sie hat eine Aufrichtigkeit, die man bei keiner anderen findet – mal fröhlich, mal schüchtern, mal kühn

oder katzenhaft graziös, geschmeidig wie ein Handschuh.“

Der weltberühmte „French Cancan“ ist bis heute das Markenzeichen des legendären Etablissements, der Höhepunkt einer jeden Vorstellung. Bei der Show „Féerie“ begeistert er am Ende der vierten Szene das Publikum – in Kostümen in den Farben der französischen Trikolore. Mit seinen Beinwürfen und Spagatsprüngen ist er einer der anspruchsvollsten Tänze. „Im Scheinwerferlicht zu stehen gehört zu meinem Job und ist nichts Besonderes mehr für mich. Mein Körper braucht eine gewisse Unempfindlichkeit, um die Energie und die Kräfte zu halten“, sagt Nora Mogalle. Getanzt wird an sechs Tagen in der Woche, die zwei Shows pro Abend finden mit derselben Tanztruppe statt. Im Rotationsverfahren übernimmt in der Folgewoche dann die Zweitbesetzung.

RUHE BEIM SCHMINKEN

„Ich tanze so lange, wie es mein Körper zulässt und das Publikum mich sehen will. Die Zuschauer nehmen ja nicht das Alter wahr, sondern mein Können“, sagt Mogalle. Parallel zu ihrem Engagement im Moulin Rouge hat sie den Master-Studiengang Dance Science an der Universität Bern belegt. Zeitweise unterrichtet sie auch an einer Schule für Physiotherapeuten. Wann findet die Profitänzerin, die inzwischen zwei kleine Kinder hat, bei diesem Pensum Ruhe und Entspannung? „Die zehn Minuten beim Schminken vor der Show sind die entspannendsten Momente meines Tages.“

Wenn dann anschließend die Stimme aus dem Lautsprecher in ihrer Garderobe sie auf die Bühne ruft, schießt auch nach mehr als 500 Auftritten immer noch das Adrenalin durch ihren Körper. „Wenn am Ende jeder Show der Vorhang zugeht, die Zuschauer applaudieren und Zugaben wollen, weiß ich, warum ich diesen Job mache.“

WIE ES IST

„Die Höhe hat etwas Atemberaubendes“



JORDAN TYBON, 38, IST INDUSTRIEKLETTERER IM KLETTERKOLLEKTIV IN BERLIN. MIT SEINEN KOLLEGEN GEHT ES JEDEN TAG HOCH HINAUS, MAL FÜR HANDWERKSARBEITEN, MAL FÜR KUNSTPROJEKTE. BESONDERS GERN ERKLIMMT ER KIRCHTÜRME

Die Höhe zieht mich schon lange an. Schon früh bin ich in den Cascades in Kalifornien Ski gefahren. Als ich 16 oder 17 war, kletterte ich das erste Mal mit Seilen – und blieb dabei. Ein paar Jahre später hat mir jemand eine Slackline gezeigt – das ist ein Band, das man zwischen zwei Baumstämmen spannt und darüber balanciert. Ich habe lange gebraucht, bis ich sicher darüber laufen konnte. Als es so weit war, habe ich gemerkt: Wenn ich es am Boden schaffe, geht das auch höher. Gemeinsam mit zwei Freunden habe ich die Slacklines so weit oben gespannt, wie es ging – und zwar in den Bergen, etwa im Yosemite-Nationalpark. Die Höhe ist nur eine Kopfgeschichte – es ändert sich nichts an der physikalischen Fähigkeit, über das Band zu laufen, nur weil der Abgrund tiefer ist. Man muss nur stark genug sein, das auszuhalten.

Es war aber nicht immer klar, dass ich daraus einen Beruf mache. Ich habe eigentlich Philosophie in Berkeley studiert. Ich habe gern Nietzsche gelesen, interessiere mich für das Verhältnis von Sprache und Bewusstsein. Beim Lesen, Denken und Schreiben ist man viel drin. Ich bin aber auch gern draußen und in Bewegung. Das ist schon lange ein Konflikt in mir, letztlich hat beruflich aber der Drang an die frische Luft gesiegt.

Und nun verdiene ich schon knapp zehn Jahre mein Geld hauptsächlich als Industriekletterer. Das hat gar nichts mehr mit Angst zu tun, ich mache mich nicht überwinden. Ich mache das tagtäglich und bin gut abgesichert. Da ich immer mit zwei Seilen arbeite, kann nicht viel passieren. Zu meiner Arbeit gehört alles in der Höhe. Es gibt zwar ein paar übliche Jobs – Bauprojekte, Fensterreinigung und Dachrinnen etwa. Doch es gibt auch viele einzigartige Aufträge, zum Beispiel für Kunstprojekte oder Spielfilme. Das Einzige, was bei jedem Job gleich ist, ist das Verfahren, an die Arbeitsstelle zu kommen. Schon ab ungefähr acht Metern werden wir gerufen. Diese Woche habe ich beispielsweise ein Banner am Gorki-Theater gewechselt und Kameras an einer Privatvilla im Grunewald montiert.

Die Höhe hat etwas Atemberaubendes für mich. Sie ist ein wenig begangener Ort. Ich genieße oben das Alleinsein – oder das Zusammensein in kleinen, vertrauten Gruppen. Wir sind dort oben abgekoppelt vom Trubel der Stadt. Mir gefallen Projekte am besten, die einmalig sind: Einmal haben wir die Kreuze von den Türmen der alten St.-Bonifatius-Kirche in Kreuzberg demontiert – das war in 75 Meter Höhe. Da ist man der Situation komplett ausgesetzt, es ist nichts mehr um einen herum. Kirchen sind immer besondere Kletterprojekte, sie sind hoch, der Seilaufbau anspruchsvoll, die Objekte schön. Dass man auf Dächern kommt, auf die sonst keiner kommt, ist der schönste Aspekt an der Arbeit. Man bekommt einen anderen Blick auf die Stadt. Man schaut oft runter und denkt sich: „Ach krass, das Gebäude ist da? So hängt die Stadt zusammen.“

Beim Klettern strebe ich immer nach oben. Je höher, desto besser. Leider gibt es keine Berge in Berlin. Ein geliebtes Objekt wäre vielleicht der Fernsehturm – aber das hat sich noch nicht ergeben. Ich erinnere mich, dass vor rund 20 Jahren das Mount Rushmore National Memorial von Kletterern gereinigt wurde. Das stelle ich mir super vor.

NOTIERT VON ALEXANDER NABERT